

Mitgehen! – Lesepredigt zum 3. Sonntag nach Epiphania, 24.01.2021

Rut 1,1-17a

¹Zu der Zeit, als die Richter richteten, entstand eine Hungersnot im Lande. Und ein Mann von Bethlehem in Juda zog aus ins Land der Moabiter, um dort als Fremdling zu wohnen, mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen.

²Der hieß Elimelech und seine Frau Noomi und seine beiden Söhne Machlon und Kiljon; die waren Efratiter aus Bethlehem in Juda. Und als sie ins Land der Moabiter gekommen waren, blieben sie dort.

³Und Elimelech, Noomis Mann, starb, und sie blieb übrig mit ihren beiden Söhnen.

⁴Die nahmen sich moabitische Frauen; die eine hieß Orpa, die andere Rut. Und als sie ungefähr zehn Jahre dort gewohnt hatten,

⁵starben auch die beiden, Machlon und Kiljon. Und die Frau blieb zurück ohne ihre beiden Söhne und ohne ihren Mann.

⁶Da machte sie sich auf mit ihren beiden Schwiegertöchtern und zog aus dem Land der Moabiter wieder zurück; denn sie hatte erfahren im

Moabiterland, dass der HERR sich seines Volkes angenommen und ihnen Brot gegeben hatte.

⁷Und sie ging aus von dem Ort, wo sie gewesen war, und ihre beiden Schwiegertöchter mit ihr. Und als sie unterwegs waren, um ins Land Juda zurückzukehren,

⁸sprach sie zu ihren beiden Schwiegertöchtern: Geht hin und kehrt um, eine jede ins Haus ihrer Mutter! Der HERR tue an euch Barmherzigkeit, wie ihr an den Toten und an mir getan habt.

⁹Der HERR gebe euch, dass ihr Ruhe findet, eine jede in ihres Mannes Hause! Und sie küsste sie. Da erhoben sie ihre Stimme und weinten ¹⁰und sprachen zu ihr: Wir wollen mit dir zu deinem Volk gehen.

¹¹Aber Noomi sprach: Kehrt um, meine Töchter! Warum wollt ihr mit mir gehen? Wie kann ich noch einmal Kinder in meinem Schoße haben, die eure Männer werden könnten?

¹²Kehrt um, meine Töchter, und geht hin; denn ich bin nun zu alt, um wieder einem Mann zu gehören. Und

wenn ich dächte: Ich habe noch Hoffnung!, und diese Nacht einem Mann gehörte und Söhne gebären würde,

¹³wolltet ihr warten, bis sie groß würden? Wolltet ihr euch einschließen und keinem Mann gehören? Nicht doch, meine Töchter! Mein Los ist zu bitter für euch, denn des HERRN Hand hat mich getroffen.

¹⁴Da erhoben sie ihre Stimme und weinten noch mehr. Und Orpa küsste ihre Schwiegermutter, Rut aber ließ nicht von ihr.

¹⁵Sie aber sprach: Siehe, deine Schwägerin ist umgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott; kehre auch du um, deiner Schwägerin nach.

¹⁶Rut antwortete: Bedränge mich nicht, dass ich dich verlassen und von dir umkehren sollte. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.

¹⁷Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden.

Eine Familientragödie

Es ist die Geschichte einer Familientragödie, die uns gleich am Anfang des Buches Rut begegnet. Auf Grund einer Hungersnot in Israel zieht Noomi mit ihrem Ehemann und

ihren Söhnen in die Fremde nach Moab. Dort scheint die Familie ein Auskommen zu finden und Wurzeln schlagen: „Sie blieben dort“, heißt es in unserem Text nur knapp. Dann stirbt Elimelech, der Ehemann von Noomi, die Söhne heiraten die Moabiterinnen Orpa und Rut.

Aber auch die beiden sterben früh und so sind die drei Frauen Noomi, Orpa und Rut die einzigen, die von der Familie übrigbleiben. In einer streng patriarchalen Gesellschaft, wo der Mann und Vater nicht nur das Oberhaupt der Familie bildete, sondern auch für das wirtschaftliche Überleben zu sorgen hatte, bedeutete das sozialen Abstieg.

Mit einem Schlag gehören die drei Frauen zum „Prekariat“, so würde man heute wohl sagen, zu den unversorgten Witwen und Waisen, die gesellschaftlich am Rand stehen und froh sein können, wenn sie gerade so genug bekommen, um zu überleben.

In dieser Situation beschließt Noomi nach Israel zurückzukehren, in ihre Heimatstadt Bethlehem. Ihre Schwiegertöchter Opra und Rut sollen nicht mitkommen. In einer eindringlichen und zu Herzen gehenden Szene hören wir davon,

wie sie die beiden Frauen zurückschicken will: „Kehrt um, meine Töchter! Warum wollt ihr mit mir gehen? Wie kann ich noch einmal Kinder in meinem Schoß haben, die eure Männer werden können?“ „Ich kann eure wirtschaftliche Zukunft nicht garantieren“, heißt das. „Wenn ihr mit mir geht, werdet ihr nicht nur Fremde sein in meiner Heimat, sondern auch arm. Das möchte ich euch nicht aufladen.“

Noomi spricht ihre Schwiegertöchter von der Verpflichtung los, die sie bei der Heirat mit ihren Söhnen eingegangen sind. Sie stellt sie frei, entbindet sie der Verantwortung für sie und ihr Wohlergehen. „*Mein Los ist zu bitter für euch, des Herrn Hand hat mich getroffen.*“, so sagt sie.

Der Glaube an Gott steht allen offen

Nach einem rührenden Abschied kehrt Schwiegertochter Orpa schließlich in ihre Heimat zurück. Rut aber will Noomi weiterhin folgen. „*Wo du hingehst, da will auch ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.*“

Diese Worte, die heute gerne als Trauspruch Verwendung finden – etwas aus dem Kontext gerissen, da

es hier ja nicht um die Beziehung von Mann und Frau, sondern von Schwiegertochter und Schwiegermutter geht – diese Worte sind auf der Ebene unserer Geschichte erst einmal ein Ausdruck der großen Treue Ruts. Für die Leserinnen und Leser der damaligen Zeit sind sie jedoch darüber hinaus auch ein theologisches Programm. In Ihnen steckt die Voraussetzung: Auch Fremde, auch Nichtjuden, können den Weg zum Glauben an den einen Gott, an Jahwe, kommen. Auch sie können den Weg zu ihm finden.

Im alten Israel war diese Auffassung keinesfalls selbstverständlich: Mindestens ebenso stark verbreitet war der Gedanke, dass Jahwe allein und ausschließlich der Gott Israels ist, und dass man, um zu ihm im Jerusalemer Tempel beten zu können und den Glauben an ihn leben zu dürfen, von Geburt an Israelit oder Israelitin sein müsste. Demgegenüber betont die Geschichte von Rut: Nicht allein die Israeliten, sondern alle Menschen, auch die Völker um Israel können eine lebendige Beziehung zu dem einen Gott Jahwe haben. Die Moabiterin Rut ist dafür Beispiel und Vorbild zugleich. Der Glaube an

Jahwe ist für alle Menschen offen.

Die ersten Christen haben diesen Gedanken aufgenommen: Jesus Christus ist für alle Menschen gekommen, egal ob Jude oder Nichtjude. Darum taucht unsere Rut auch im Stammbaum Jesu auf, den wir in Matthäus 1 finden. Sie steht dort für die Offenheit des Glaubens für alle Menschen, der niemanden ausschließt. Der heutige Sonntag im Kirchenjahr ist diesem Thema gewidmet: In Jesus Christus, dem Heiland, hat Gott sich allen Menschen zugewendet, ohne Ausnahme, auch den Menschen außerhalb Israels.

Rut als Beispiel

In unserer Geschichte ist freilich noch mehr gesagt: Dort geht es nicht nur um die Öffnung des Glaubens an Jahwe zu allen Menschen hin, sondern auch um die große Hoffnung, die sich für Israel mit dieser Öffnung verbindet: Um die Hoffnung, die Völker, die Nichtjuden, würden sich, wenn sie zu Jahwe fänden, nicht von Israel abwenden, sondern solidarisch an seiner Seite stehen, mitgehen und, wenn es sein muss, auch mitleiden.

Uns, die wir heute diese Geschichte als Christinnen und Christen lesen und hören, begegnet darum in der Figur von Rut auch ein Anspruch: Der Anspruch, dass es zum Wesen und zum Kern des christlichen Glaubens gehört, eben auf diese Weise zu Israel zu stehen, mitzugehen mit dem Volk Gottes, in dessen Gottesbeziehung wir nach den Worten des Paulus „eingefropft“ sind wie ein Zweig in die Wurzel. In der Geschichte von Rut begegnet uns dieser Anspruch, weil wir aus dieser Beziehung, der Beziehung Gottes zu Israel, letzten Endes auch als Christinnen und Christen unsere Kraft gewinnen für unsere Beziehung zu Gott durch Jesus Christus.

Das Versagen der Kirche

Liebe Schwestern und Brüder, am kommenden Mittwoch (27.1.) begehen wir in unserem Land den Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus: Wir erinnern uns an die schrecklichen Verbrechen, die während des NS-Zeit an so vielen Menschen in unserem Land begangen wurden – auch an so vielen Jüdinnen und Juden. Vor diesem Hintergrund wird die Geschichte von Rut uns zuletzt zum

Spiegel: Sie zeigt uns, was hätte sein können, was hätte sein sollen. Rut, die Moabiterin, steht treu an der Seite ihrer Schwiegermutter Noomi. *„Wo du hingehst, da gehe ich auch hin. Wo du stirbst, da sterbe ich auch“*. Diese Worte, liebe Schwestern und Brüder, hätten die Worte der Kirche sein sollen, sie hätten sie sein müssen: Damals, als die Lastwagen dröhnten in Richtung der Ghettos, als die Höllenzüge anfahren zu den Konzentrationslagern und ungezählte Menschen in den Gaskammern der Nationalsozialisten starben.

Aber, liebe Schwestern und Brüder, die Kirche blieb – bis auf wenige Ausnahmen – stumm. Sie schwieg da, wo sie in Solidarität mit den Jüdinnen und Juden hätte laut sein und schreien müssen. Sie blieb tatenlos und passiv, wo an der Seite der Opfer hätte stehen und so wie Rut voller Mitgefühl und ohne Wenn und Aber ihren Weg hätte mitgehen müssen. In einer Mischung aus Angst, Opportunismus und fanatischer Verblendung ist die Kirche an diesem Anspruch gescheitert und hat damit einen wesentlichen Aspekt ihres eigenen Glaubens verraten, weil sie

mit ihrer Abwendung vom Judentum letztlich den Juden Jesus selbst verraten hat.

Ein Ruf zur Umkehr

Die Geschichte von Rut, der Moabiterin, und ihrer Treue erinnert uns heutige Zeitgenossen darum immer auch an die eigene Geschichte, an die Geschichte der Schuld gegenüber den Jüdinnen und Juden in Deutschland und Europa. Die Geschichte von Rut hält uns den Spiegel vor. Das, was für die Israeliten damals eine Hoffnungsgeschichte war, wir uns heute zur Bußgeschichte, die uns zur Selbsterkenntnis nötigt und zur Umkehr ruft.

Nie mehr sollen solche Verbrechen, wie sie zur Zeit der NS-Zeit geschehen sind, in unserem Land vorkommen. Nie mehr soll sich die Kirche von der Wurzel, die sie trägt, abschneiden. Nie mehr soll sie schweigen, wo sie hätte reden sollen – gerade auch bei den Fällen von Judenhass und Antisemitismus, die immer wieder auch in unserer Zeit vorkommen. Die Geschichte von Rut fordert uns dazu auf, solidarisch zu sein und mitzugehen, einzuschreiten und, wie Bonhoeffer es einmal ausgedrückt hat, im

schlimmsten Fall auch dem Rad in die Speichen zu fallen.

Und sie ruft uns dazu auf, dieses eine nicht zu vergessen: Christen und Juden sind im Glauben an den einen Gott verbunden sind, sie sind gemeinsam unterwegs, sie verbindet so viel mehr, als trennt. Gerade wir hier in Thalfang, dem Geburtstort von Samuel Hirsch, dem liberalen jüdischen Religionsphilosophen, sollten daran immer denken.

Christentum und Judentum sind gemeinsam unterwegs. Wo wir das vergessen und den gemeinsamen Weg verlassen, können wir in unserem Glauben nur Schaden nehmen.

Eine Erinnerung daran und ein schöner Ausdruck, dass Christen und Juden gemeinsam unterwegs und durch so viel verbunden sind, ist die Plakataktion „Beziehungsweise:

näher als du denkst“ die die EKD und die Deutsche Bischofskonferenz für dieses Jahr gestartet haben. Zu verschiedenen Zeiten und Festen im Jahr werden Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen herausgestellt – etwa unserer Fastnacht und dem jüdischen Purimfest. Auch unsere Gemeinde beteiligt sich an der Aktion, schauen sie diesbezüglich gerne einmal bei unserem Schaukasten an der Kirche vorbei. Und denken sie dabei vielleicht auch immer an die Geschichte von Rut, der Moabiterin und den Auftrag, der uns damit gegeben ist:

Solidarisch zu sein, nicht zu schweigen, sondern einzuschreiten, wo es notwendig ist, Schweres mit zu tragen und einzustimmen in das Wort von Rut: *Wo du hingehst, das will ich auch hingehen. Dein Gott ist mein Gott.*“ .

Das ganze Gespräch zum nachhören samt Gottesdienst zum Mitfeiern gibt es auf youtube und www.kgtm.de!

Die nächste Lesepredigt finden Sie am „Rost“ vor der Kirche 24.01.2021.